Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 8 (1918)

Heft: 13

Artikel: Die neue Schweiz [Fortsetzung]

Autor: H.B.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636254

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

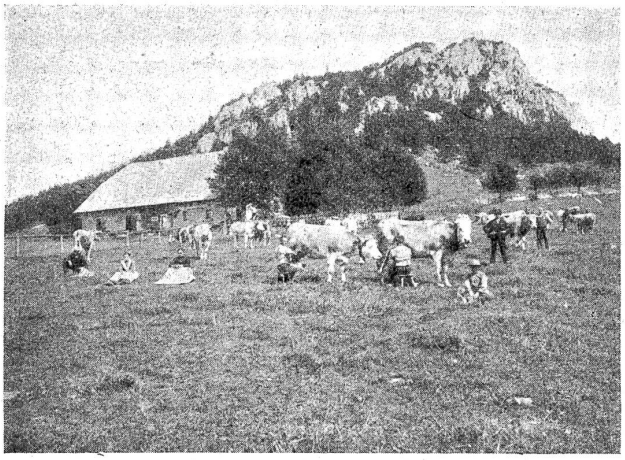
Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

hinaus. In der Häuserreihe rechts der Straße fällt uns ein altertümliches Bauernhaus mit weit vorspringendem Dach auf, welch letzteres in der der Straße zugekehrten Seite eine beträchtliche Glasfläche aufweist. Hier hatte sich der weit berühmte Maler Frank Buchser seine Arbeitsstätte eingebaut, und im Erdgeschoß betrieben er und sein Bruder, der Arzt, eine Wirtschaft, deren vortrefflicher Walliserwein, deren körperlich und geistig gleich hoch ragende Wirte immer viele und erlesene Gäste anzogen. Aus diesem Haus heraus ist der ausgezeichnete Meister auf den nahen, malerisch gelegenen Kirchhof St. Niklaus zur letzten Ruhe getragen worden, wo heute Max Leus prächtige Bronce-Büste sein Grab ziert.



Schmiedenmatt mit Rüttelhorn.

Am Eingang des Waldes, der rechts gegen die Aare, links über den Rücken eines dem Jura vorgelagerten Hügels sich hinzieht, zweigt ein Weg ab, der von den Besuchern des Attisholzbades gerne eingeschlagen wird. Er bringt uns durch einen tiefschattigen, kühlen Hochwald, dann durch Jungwuchs zu dem altberühmten, von der Familie Probst vorbildlich geführten Bad und Kurhaus, welches vor allen Winden geschützt als stolz eigenartiges Architekturwerk in die grüne, ländliche Einsamkeit sich bettet. Der Schienenweg streift auf der seinetwegen stark verbreiteten Landstraße, also auf eigenem Tracé, die an sie herunterreichenden Häusergruppen des weit auseinandergerissenen Dorfes Riedholz. Nach Süden biegen von der Hauptstraße andere ab, die zu den Aarebrücken im Attisholz und bei Willihof gehen. Im Attisholz erhebt sich an beiden Aareufern die weitbekannte Siebersche Zellulose-Fabrik, am rechten Ufer die vormals Viegier'sche Zement-Fabrik, beide mit Geleiseanschlüssen nach der Station Luterbach S. B. B. Nach Norden führen Fuß- und Fahrwege in die verschiedenen Dorfteile von Riedholz, nach Niederwil, nach Hubersdorf und weiterhin auf die Jurahöhen.

Bergwanderer und Kurbedürftige, welche die Schmiedenmatte, die bekannten Kurhäuser Glutzenberg und Balmberg, oder die Rötifluh und den aussichtsreichen Weißenstein erstreben, werden, wenn sie von Niederbipp herkommen, mit Vorteil von der Staßenkreuzung südlich Niederwil oder von der Station Riedholz ausgehen und auf meist schattigen, nicht zu steilen Pfaden den Jurahöhen zu Leibe rücken. Neuhüsli ist Station für das nahe Dorf Flumental, welches sich wohlig an einen nach Süden zum linken Aareufer geneigten Hang hinstreckt. Außerhalb Neuhüsli verläßt die Bahn die alte Landstraße, durchquert das Siggernwäldli, überschreitet die Bernergrenze und setzt auf einer hochragenden Brücke über die Sigger, die kurz unterhalb der Flumenthalerfähre in die Aare mündet. Auf ganz gerader Strecke erreicht die Bahn die Station Attiswil, welche südlich des Dorfes liegt, setzt am Wehribach über die Landstraße, um bis gegen Niederbipp hin nördlich derselben ihren Weg fortzusetzen. Der Bahnhof Wiedlisbach steht an der Nordwestecke des in wunderbarer Treue erhaltenen altertümlichen Städtchens. Der rassige Turm, der vielen Jahrhunderten getrotzt, schaut fast mürrisch zu dem Bahnhof hinüber. Das Geleise führt weiter über Weiher- und Riedmatten und quer durch das von Nord nach Süd sich erstreckende Dorf Oberbipp hindurch und benutzt noch einmal auf kurzer Strecke beim „Buchli" die Landstraße. Das letzte Stück verläuft in fruchtbarem Wies- und Ackergelände der Gemeinde Niederbipp und mündet mit der Langenthal-Jurabahn in den Bahnhof der S. B. B. Station Niederbipp ein.

Die neue Schweiz.

In unseren Tagen beginnt sich ein alter Gegensatz im Schweizervolk neu herauszubilden, der zwischen Stadt und Land. Er ist die Folge des mangelnden demokratischen Geistes, des mangelnden Solidaritätsgefühls im Schweizervolke. Die Bauern sind es gewohnt, in den Arbeitern anspruchsvolle Müßiggänger zu erblicken; die Verachtung der Arbeiterbewegung ist ihnen von ihrer politischen Presse eingeprägt worden. Das Beispiel der Freierwerbenden in der Stadt, die die Konjunktur des Krieges zu skrupelloser Auswucherung der Mitmenschen ausnutzen, verbeiständet durch die Tatlosigkeit der Behörden, spornte sie zu der bekannten Preistreiberei an. Je weitere Kreise der Konsumenten die Härten dieser Produzentenherrschaft empfinden, umso mehr verstärkt sich der Widerstand gegen die Bauern und umso schärfer wird der Gegensatz zwischen Stadt und Land. Die Nachgiebigkeit und Schwäche der Behörde im Anfang der Krisis trägt nun die schlimmsten Früchte: Wenn sich die Städter (gemeint sind die Industriellen und Kaufleute) bereichern konnten, warum sollten wir es nicht auch tun dürfen? So argumentieren die Bauern nicht ganz zu Unrecht. Auf der andern Seite beachten die Städter in der Beurteilung der Bauern vielfach zu wenig den Unterschied zwischen reichen Bauern und Schuldenbauern; sie wissen nicht, daß ein schöner Teil der Kriegsgewinne der Landwirtschaft in die Taschen der Grundrentner fließt, die zumeist in der Stadt sitzen. Der aufmerksame Beobachter kann in diesem Zustand nur den durch die Zeitumstände verschärften Gegensatz erkennen, der im ganzen Schweizervolke klafft und wie er überhaupt in der Welt besteht: den Gegensatz zwischen den Ausbeutern und den Ausgebeuteten. Je länger der Krieg andauert, umso breiter und unüberbrückbarer wird diese Kluft. Es ist ein Kriegszustand der — nach Professor Ragaz — sich vom Bürgerkrieg nur so unterscheidet wie die dumpfschwelende von der hoch auflodernden Flamme. Wohl uns, wenn kein Sturmwind die Glut zum hellen Brande anfacht; das Schweizerhaus müßte in Flammen aufgehen.

* * *

III.

Von einer „neuen Schweiz" zu reden ist zwecklos, wenn sich ergibt, daß die philosophisch-psychologischen Grundsätze, auf die sich ein freies demokratisches Staatswesen aufbauen muß, von der Mehrheit des Schweizervolkes nicht mehr verstanden werden, oder gar wenn sich ergibt, daß sich die monarchistische Denkweise, die wir unbewußt durch den überrheinischen Einfluß in uns aufgenommen haben, zu tief in unserem völkischen Wesen verankert hat. Anzeichen dafür, daß es schon so weit gekommen ist, sind leider genug vorhanden. Unsere Bewunderung des monarchistisch-militaristischen Ordnungsstaates und seiner Kraftleistungen, unsere unbedingte Ehrfurcht vor dem Erfolg, gleichviel ob dieser Erfolg in der Linie unserer eigenen staatlichen Entwicklung liegt oder in der entgegengesetzten, überhaupt unsere ganze Einstellung auf die quantitative Kultur zeigt, auf welchem Wege wir uns befinden. Indem wir die „militärischen Notwendigkeiten" fremder Großmächte ohne mit den Wimpern zu zucken als Rechte anerkennen, geben wir die Grundlagen unserer Staatswesens selber preis; indem wir die Gewalt als die ultima ratio preisen, untergraben wir die Fundamente, auf denen die Schweiz als Kleinstaat ruht, die des Rechtes und der Gerechtigkeit.

So stellt denn Professor Ragaz mit Recht an die Spitze des zweiten Teiles seines Buches, den er mit dem Titel „Die Hilfe" überschreibt, die Frage: „Ist die Erhaltung der Schweiz wünschenswert?" Gewiß ist sie das, insofern wir eine freie Schweiz meinen mit demokratischen Einrichtungen, nicht eine unter fremden Einflüssen und mit fremden Staatsmaximen geführte und organisierte Schweiz. Die Existenz einer solchen Schweiz aber hängt von der Entwicklung der europäischen Zustände ab. In einem monarchistisch-militaristisch beherrschten Europa wird unsere Demokratie nur ein Scheindasein fristen, das so lange dauert, als wir es verstehen, unsere freistaatlichen Grundsätze und Einrichtungen in Einklang mit den Grundsätzen und Einrichtungen des unsere Grenzen beherrschenden Machtstaates zu bringen. Daß dieser Zustand einem langsamen Absterben der Schweiz als Staatswesen gleichkommt, liegt auf der Hand und ist durch die Geschichte bezeugt. In diesem Zusammenhang taucht das Problem des kleinen Volkes auf. Wir müssen uns selbst darüber klar werden. Der Verfasser erinnert an die Stadt Athen, die lange nicht so groß war, wie das heutige Zürich und doch mehr bedeutete in der Geschichte als das große Persien. Ferner an Florenz, das Wichtigeres geleistet hat als das spanische Weltreich, an Wittenberg und Jena, die Besseres getan als Berlin und Hamburg. Dann verweist er auf das kleine Zürich der Reformationszeit, das einen Zwingli getragen und einige Jahrhunderte später einen Pestalozzi. Auf Genf, das nach dem Quantum gemessen eine Duodezrepublik war, und das doch einen Calvin und einen Rousseau gesehen hat und zu einem Mittelpunkt der Geschichte geworden ist. Gewiß, die Kulturgeschichte bejaht die Existenzberechtigung der Kleinstaaten. Wir beharren auf dem Recht, selbständig und frei zu sein.

Freilich schließt dieses Recht nach der Auffassung von Professor Ragaz Verpflichtungen in sich. Nicht die, „gerüstet zu sein" mit Kanonen und Handgranaten — da bleiben wir immer Zwerge und Nachahmer, sondern die, dem Geist der Freiheit mehr wie bisher eine Wohnstätte zu sein, mit der Schweizer Freiheit und Demokratie hinauszuleuchten in die Welt als ein Vorbild der Menschen- und Nächstenliebe, eine hohe völkerverbindende nnd völkerversöhnende Idee zu verkörpern durch unser ganzes Staatswesen. Was uns not tut, ist der Glaube an die Demokratie. Unter Demokratie will Ragaz die politischen Einrichtungen verstanden wissen, die aus dem Prinzip der Gleichberechtigung aller Staatsbürger hervorgehen. Die Demokratie soll aber nicht nicht zur Gleichmacherei führen, also zur Vergewaltigung der Eigenart und des Eigenwertes der Einzelnen, sondern im Gegenteil: zur Ehrfurcht davor, zum heißen Bemühen, die Persönlichkeit und Individualität der Menschen herauszubilden und zu pflegen.

Indem wir den Geist der Demokratie in uns stärken, schaffen wir die Vorbedingungen zum erfolgreichen Widerstand gegen die Fremdengefahr. Wir werden uns nicht mehr imponieren lassen durch die Quantität, sondern werden ihr die Qualität unserer Gesinnung entgegenstellen. Wir werden gastfreundlich sein wie bisher, aber unsere Gastfreundschaft soll verbindlichere Formen annehmen. Unsere Hotels sollen etwas weniger Erwerbsanstalt, dafür etwas mehr Gasthaus werden; „etwas weniger Bahnhof-Restaurant oder Schlimmeres und etwas mehr modernes Kloster". Unsere Architekten erstreben einen neuen Hotelstil; auch unsere Hoteliers sollten nach einem neuen Stil suchen, nach einem schweizerischen, der sich durch etwas mehr Selbstachtung und demokratische Haltung und etwas weniger Ehrfurcht vor dem Geld vom jetzigen unterscheiden müßte.

Qualitative Rücksichten im Hinblick auf die ideelle Grundlage unseres Staates, eben auf die Demokratie, müssen künftig entscheidend sein bei der Wahl der Lehrer für unsere Hochschulen und Mittelschulen, nicht die der quantitativen Bildung. Nur so bewahren wir unsere Jugend und damit unser Volk vor politischer Verflachung und stellen wir die Zukunft unseres Staates sicher, soweit dies in unserer Macht liegt.

Schwerer wird es uns werden, die inneren Gefahren zu beschwören. Insbesondere wird uns die Lösung der sozialen Krisis nur durch Anspannung aller sittlichen Kräfte, vorab des Gerechtigkeitssinnes, gelingen. Aber auch hier dürfen wir nicht einseitig an realpolitische Erwägungen uns binden, sonst müßten wir als kleines Volk warten, bis die internationalen Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt sind. Nein, wir sollen auch hier die Idee über das Materielle stellen und mit gutem Beispiel vorangehen. Denn einzig aus unserer sittlichen Kraft erwächst uns die Anerkennung der Großmächte für unsere Selbständigkeit. Wir sollen auch im kommenden großen sozialen Kampfe eine Friedensinsel sein, auf die sich die Sehnsucht der Völker retten kann.

Im Lichte dieser höheren und höchsten Schweizerprobleme betrachtet, löst sich die Frage, ob wir eine Nation seien oder nicht, in Unbedeutenheit auf. Und auch die der „schweizerischen Kultur" ist schon beantwortet. Gegenstand und Inhalt einer schweizerischen Kultur muß unsere Demokratie sein. Sie ist das Resultat unserer geschichtlichen Entwicklung; sie zur Vollkommenheit auszubauen, soll unsere vornehmste Pflicht sein. Dazu gehört, wie angedeutet die Umgestaltung unserer sozialen Verhältnisse. Diese erstreben, heißt in gewissem Sinne zu den Zuständen der alten Eidgenossenschaft zurückkehren. Unsere Bauern sollen auf freiem Grund und Boden sitzen, unsere Handwerker und Arbeiter wieder den ganzen Ertrag ihrer Arbeit genießen können. Allerdings läßt sich das Rad der Entwicklung nicht zurückdrehen. Andere Formen der wirtschaftlichen Freiheit beginnen sich herauszubilden. Die wirtschaftlichen Interessen schließen sich zu Gemeinschaften zusammen. Nur daß diese Gemeinschaften in Zukunft nicht auf das Prinzip der Ausbeutung der von ihnen abhängigen Volkskreise gegründet sein sollen, sondern auf das der gegenseitigen Aushilfe zum Wohle des Ganzen

Ragaz' Buch enthält eine Fülle fruchtbarer Gedanken und Anregungen. Leider ist es umständlich und in wenig konziser Form geschrieben; eine Umarbeitung im Sinne der Zusammenziehung und Kürzung ist für eine eventuelle zweite Auflage dringend zu raten. Der Verfasser wendet sich ausdrücklich an die Schweizer, die guten Willens sind. Diese findet er in erster Linie bei der Jugend. Er spricht für sie manch gutes Wort. Wir glauben auch, daß es nötig ist, die Schweizerjugend mehr als es es bisher geschah, staatsbürgerlich zu schulen. Aber nicht im Sinne der Parteipolitik, die in letzter Linie auf das Machtprinzip hinausläuft, just auf die der Demokratie entgegengesetzte Seite, wie wir gesehen haben, sondern im höheren Sinne einer politisch regenerierten, auf den Grundsätzen edler Menschlichkeit aufgebauten neuen Schweiz.

H. B.

Krieg und Frieden.

(Bericht vom 14.—26. März 1918.)

Im Westen haben Kämpfe eingesetzt, von denen nicht zu sagen ist, ob sie die große deutsche Offensive darstellen oder nicht. Laut deutschen und Ententemeldungen setzte eine riesige Artillerieschlacht an den meisten Teilen der Front zwischen Vogesen und Meer ein; nach kurzem Feuer mit Gasgranaten griffen deutsche Infanteriemassen auf der Front zwischen der Oise und Arras an, überall die erste Linie überrennend — nach englischen Berichten nur die Vorpostenlinien. Nun weiß man, daß die ersten Linien insofern nur noch als Vorpostenlinien anzusehen sind, als die dem Feuer ausgesetzten Mannschaften in den vordersten Gräben auf ein Minimum reduziert, die Grabengeschütze, Minenwerfer und Maschinengewehre aber auf ein Maximum erhöht werden. Die Grabenbesatzungen haben die Aufgabe, während der Beschießung ihre Waffen in den Grabentrümmern so zu montieren, daß sie nachher den stürmenden Feind in der besten Weise empfangen können. Die Gefechtstaktik hatte sich herausgebildet nach den riesigen Verheerungen des Trommelfeuers. Man zog die großen Infanteriemassen hinten zusammen,